

Günter Jerouschek
»Er aber, sags ihm,
er kann mich im Arsch lecken«

IMAGO

Günter Jerouschek

»Er aber, sags ihm,
er kann mich
im Arsch lecken« *

Psychoanalytische Überlegungen
zu einer Beschämungsformel
und ihrer Geschichte

* J. W. v. Goethe, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.
Ein Schauspiel, 3. Akt, Erstfassung von 1771
(O.O. 1773, S. 1-205, hier S. 133).

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Originalausgabe
© 2005 Psychosozial-Verlag
Goethestr. 29, D-35390 Gießen,
Tel.: 0641/77819, Fax: 0641/77742
e-mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen
Abdrucks und das der fotomechanischen Wiedergabe,
vorbehalten.

Umschlagabbildung: Pieter Bruegel d. Ä., Darstellung
eines niederländischen Sprichwortes, aus: *Théâtre
d'Amour* (Emblemata amatoria), folio 88, um 1620.

Lektorat: Volker Tuchan
Satz: Katharina Appel / Christof Röhl
ISBN 3-89806-483-2

Inhalt

Vorwort	7
I. Das Götz-Zitat: Eine klassische Formel	11
II. Geschichtliche Zeugnisse	21
III. Literarisierungen des Fäkalischen	35
IV. Das Götz-Zitat und die »Judensau«	49
V. Genitalität und Analität	57
VI. Deutungsperspektiven	67
VII. Überlegungen zu einer Kultur vergleichenden Psychologie der Verwerfung	87
VIII. Nachwort	97
Literaturverzeichnis	105
Abbildungen	117

Vorwort

Das vorliegende Opusculum hat eine längere Geschichte. Eine erste Ahnung – mehr war es damals noch nicht –, dass sich hinter dem Götz-Zitat in seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit die Geschichte einer historiographisch bemerkenswerten Verwerfung verbergen könnte, überkam mich erstmals Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als ich mich mit der Herausgabe einer Faksimile-Ausgabe des *Malleus Maleficarum* von 1486/87 befasste.¹ Hier stieß ich bei der Lektüre des lateinischen Originals in einem von Kramers Exempeln auf die ominöse Lesart des Götz-Zitats, auf die nachfolgend gebührend eingegangen wird. Auffällig an dieser Trouvaille war auch der Umstand, dass das Götz-Zitat hier nicht lateinisch, sondern in deutscher Umgangssprache wiedergegeben ist.

Etwas klarer begann ich zu sehen, als ich 1989 einen Vortrag für ein Symposium zu Ehe, Liebe und Sexualität im 16. Jahrhundert vorbereitete, das am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin vom 27.-30.9.1989

¹ Jerouschek 1992a.

stattfind. Hierbei wurde ich auf mögliche Zusammenhänge mit dem mittelalterlichen Sexualdiskurs der Rechtstheologie aufmerksam. Nach und nach entstanden mehrere Fassungen, in denen ich diesen Zusammenhang zu vertiefen suchte. Zugleich ergaben sich Bezüge zur Kunstgeschichte, zur Anthropologie und zur Verhaltensforschung, die die Einbeziehung einer erweiterten Perspektive nahelegten. Diese Weiterungen ließen ein Ende der Arbeit an dieser sperrigen Thematik freilich in weite Ferne gerückt sehen, und so blieb das Manuskript verschiedentlich auch für mehrere Jahre liegen.

Vorfassungen gelangten an den Psychoanalytischen Instituten von Halle a.d.S. (21.9.1999) und Hannover (12.11.1999) zum Vortrag. Der Entschluss, die Studie, wie vorläufig auch immer, abzuschließen, reifte angelegentlich der Einladung zur Präsentation meiner Überlegungen auf einem psychohistorischen Symposium unter Leitung von Prof. Dr. Peter Dinzelbacher zu Salzburg vom 25.-29.3.2004.²

Für die kritische Lektüre bedanke ich mich bei Dr. Michael Schröter, Berlin, und bei Dr. Katrin Kröll, Buchenbach, bei ihr auch für die Unterstützung bei der Beschaffung von Bildmaterial. Behilflich waren mir dabei auch Pfarrer i.R. Paul Geißendörfer, Heilsbronn, und namentlich der Pfleger des Rangau-Heimathauses Cadolzburg, Hans-Werner Kress. Die Archive, die mir

² Mediaevistik 18 (2005), S. 67-98

Vorwort

freundlicherweise Abbildungen zur Verfügung gestellt haben, finden sich in den Bild-Legenden ausgewiesen. Wem ich sonstige Hinweise und Anregungen verdanke, habe ich im Text angemerkt.

Jena, im Mai 2005
Günter Jerouschek

I. Das Götz-Zitat: Eine klassische Formel

Wenn man sich mit Unschicklichem, und sei es wissenschaftlich, befasst, mag der eine oder andere das selbst für unschicklich halten. Dabei gilt es aber zu berücksichtigen, dass das Schickliche des Anstößigen geradezu bedarf, um die nötigen Demarkationslinien zwischen dem einen und dem anderen zu ziehen. Asfa-Wossen Asserate hat diese Befindlichkeit gleichsam als teilnehmender Beobachter folgendermaßen formuliert: »Das ist das Eigentümliche an den geächteten Ausdrücken: Aus der Welt lassen sie sich durch Verbote nicht schaffen, sie bleiben im Bewusstsein gerade auch derer, die sich ihrer ganz bewusst nicht bedienen wollen, ja, sie sind sogar notwendig, um ein bestimmtes Ideal von Reinheit und Schönheit der Sprache zu definieren«¹, und, mehr noch, ruft er in Erinnerung, dass, was eigentlich ein Gemeinplatz sein sollte, »jede Sprache auch mit einer bestimmten Formung des Charakters, der Denkungsart, der Art zu sein einhergeht.«²

¹ Asserate 2003, S. 139.

² Asserate 2003, S. 10.

M.a.W. ist die Sprache zugleich eine Trägerin des sog. ethnisch³ – wenn man so will auch kulturell⁴ – Unbewussten eines Volkes, welches man neben dem ontologisch Unbewussten als zweite Form des Unbewussten postulieren muss, die die kollektive Identitätsstiftung sichert.

Die nach wie vor gängigste aus dem umgangssprachlichen Repertoire an Despektierlichkeiten dürfte, wenigstens was den deutschsprachigen Raum anlangt, die Beschimpfungsformel »Leck mich am Arsch« sein. Literarisch hoffähig scheint das so genannte »Götz-Zitat« aber auch zu Zeiten seiner dramaturgischen Nobilitierung durch Goethe keineswegs gewesen zu sein, findet sich doch sein Wortlaut seit der Zweitfassung des Götz von 1787 nur mehr durch drei ominöse Gedankenstriche, später Punkte, angedeutet. Auf den Rat Herders und Wielands hin hatte er 1786 seine Schriften für die 1787er Werksausgabe einer Revision unterzogen und, frei nach Mephisto, »die garst'gen Worte« gehindert, nachdem die Zitierung im Wortlaut allemal für einen Theaterskandal gut war.⁵ Dass sich Goethe im Urgötz von 1771 hierzu noch nicht bemüßigt gefühlt hatte – auch in seiner Hanswurstiade und im mikrokosmischen Drama »Der Lauf der Welt« betätigte er sich fäkalsprachlich –, trug ihm immerhin die Ehre ein, von den Brüdern Grimm zu den »aristophanische(n) fischartische(n) Naturen«⁶ gezählt zu werden, »die keine

³ Devereux 1982, S. 11 ff.; ders. 1978, S. 77 f.; 131 ff.: ethnische Identität. Die Beiträge stammen aus den Jahren 1955 und 1970.

⁴ Assmann 2004.

⁵ Müller-Jabusch 1956, S. 25, 30, 34.

Blödigkeit kennen und sich frei heraus lassen müssen.«⁷ Heutzutage ist man nicht mehr so genant, dass man auf ein Lob wie das der Brüder Grimm hoffen dürfte, wenn man sich der Wendung »Leck mich am Arsch« – auf eine lexikalische Differenz zu der Goetheschen Fassung wird zurückzukommen sein – bedient: Tempora mutantur. Im heutigen Sprachgebrauch zeichnet sich überdies ein Nord-Südgefälle ab: Im Süddeutschen hat das Götz-Zitat an Schärfe eingebüßt, und es kann auch Verwunderung oder Überraschung zum Ausdruck bringen oder an einen virtuellen Adressaten gerichtet sein, während es im Norddeutschen sein überkommenes Schmähpotential bewahrt hat. Die Studentensprache verballhornte es ins lateinische »lex mihi ars«, was zwar »die Kunst sei mir Gesetz« heißen kann, aber nicht so gemeint war.

Erfunden hat Goethe das Götz-Zitat freilich nicht. Er hat es aus der 1731 herausgegebenen Lebensbeschreibung Götz von Berlichingens übernommen, wo es heißt, »er sollte mich hinden lecken«⁸ und es in seinen unverstellten Wortlaut rückübertragen. Der Sache nach ist die Formel nämlich alt. Sie reicht weit über den deutschen Sprachraum hinaus und tief in die Geschichte hinab. »Fortunate, linge culum«⁹, Fortunatus, lecke den Arsch, fand sich an eine Hauswand in Pompeji gekritzelt. Catull macht im

⁶ Grimm 1852, Sp. 566 s.v. Arsch.

⁷ Ebd.

⁸ Franck 1731, S. 170.

⁹ Nachw. bei Schramm 1967, S. 110; Collofino 1939, S. 918 m. Abb.

96. Carmen eine Frau dadurch verächtlich, dass er ihr zutraut, »aegrotum culum lingere carnificis«¹⁰, selbst einem Henker den rüdigen Arsch zu lecken, und bereits Herodot berichtet von Frauen, die bei jeder Stadt, die sie auf dem Schiff passierten, die Kleider hoben.¹¹ Bekannt war auch das »jemanden anscheißen«, eigentlich »ins Gesicht furzen«, als verächtliche Redewendung, wenn etwa Horaz fragt: »vin' tu curtis Judaeis oppedere?«¹², du willst doch nicht etwa die beschnittenen Juden anscheißen?

Wir haben es also mit einer Geste von fast archaischem Gepräge und einer weit verbreiteten Form der verbalen Beschämung »in manigfaltem, grobem und halb verschleiertem Ausdruck«¹³ zu tun, und nicht zu Unrecht wurde der Umstand, dass dieser Befund lange verdunkelt blieb, der selektiven Quellenaufbereitung und der lexikographischen Zurückhaltung angelastet.¹⁴ Die Überlieferung könnte sogar zur Annahme verleiten, gleichsam einer anthropologischen Konstante auf der Spur zu sein, doch ist einer solchen Annahme gegenüber schon deshalb Vorsicht geboten, als die Bedeutung von Geste und Formel kommunikativ zwar verstanden wird, der Hintergrund für die gewählte Form des Ausdrucks jedoch umso dunkler bleibt. Was sich hinter dem Götz-Zitat an beschämender Inszenierung verbergen könnte, dem

¹⁰ Schramm 1967, S. 31; Collofino 1939, S. 917 f.

¹¹ Herodot II, 160; Schramm 1967, S. 31.

¹² Horaz Sat. I, 9.70; Collofino 1939, S. 239. Curtus kann auch verschnitten heißen, was einer Steigerung der Verunglimpfung gleichkommt.

¹³ Grimm 1852, Sp. 565.

¹⁴ Ebd.